

WERNER BRUNI

LOTTOKÖNIG

EINMAL MILLIONÄR UND ZURÜCK

11, 40,
29, 2,
33, 15

Adresse/Adressa/Indirizzo:
Nr. Nr.
Ca. No.
Isruni Werner
Neumattstr.
3700 Spiez

aus
sur
su
für den Teil
Copia per la par
Copia per

2 Tips/Grillas Fr. 2.—

WÖRTERSEH

LOTTOKÖNIG

Werner Bruni

LOTTOKÖNIG

Einmal Millionär und zurück

Rewriting: Markus Maeder

WÖRTERSEH
WÖRTERSEH

Markus Maeder, der Werner Brunis Texte und eine Reihe von Tonbandprotokollen zusammenfügte, hielt sich an Wortwahl und Duktus des Autors. Die berndeutschen Wendungen sprechen für den Boden, auf dem sich dieses Leben abspielt. Werner Bruni weiss, was er will. Da steht es. Schwarz auf weiss. Eine bunte Lebensgeschichte.

Alle Rechte vorbehalten, einschliesslich derjenigen des auszugsweisen Abdrucks und der elektronischen Wiedergabe.

© 2010 Wörterseh Verlag, Gockhausen

Lektorat: Andrea Leuthold, Zürich

Korrektorat: Claudia Bislin, Zürich

Umschlaggestaltung: Thomas Jarzina, Holzkirchen

Foto Buchcover: Marcel Studer, Zürich

Layout, Satz und herstellerische Betreuung: Rolf Schöner, Buchherstellung, Aarau

Druck und Bindung: CPI books, Ulm

Print ISBN 978-3-03763-015-0

E-Book ISBN 978-3-03763-508-7

www.woerterseh.ch

*«Arbeite weiter und gediegen.
Wers nicht fertigbringt, bleibt liegen.»*
Arbeiterweisheit

Inhalt

Vorwort

Ich, Bruni Werner

Lottologie

Herzliche Gratulation zum grossen Gewinn

Nachwort

Glossar

Vorwort

Ein Sommerabend in Spiez: Werner Bruni und ich sitzen hoch über dem See, auf seinem Balkon, und er erzählt von den schönsten Momenten seines Lebens: wie er in Haiti – für ihn so etwas wie ein Herzensland – drei Kindern das Schulgeld bezahlt hatte, weil er so berührt war von der Armut auf der Karibikinsel. Das war das grösste Glück, das Bruni mit seinem Lottogewinn verbindet. Das sinnliche Wechselgeld des grossen Millionensegens: Haiti!

Wir reden über unseren gemeinsamen Ausflug auf die Lauchernalp, wo ihn plötzlich diese grosse Melancholie überfiel. Dort oben, sagt er, habe er realisiert, dass keiner den Bruni mehr braucht. Zumindest nicht zum «Werchen». «Jetzt kannst du dafür in den Bergen wandern gehen», sage ich. Bruni: «Und was soll ich da?»

Wenn er an einer Brunette zieht, zittert seine Hand ein wenig. Sonst ist er immer noch im Schuss. Sicher könnte er keine gusseisernen Radiatoren mehr in den vierten Stock hochtragen wie früher. Aber er ist sich selber auf unvorstellbare Art treu geblieben. Seine Treue zu Menschen, die er mag, habe ich selber erfahren. Aus der journalistischen Arbeit ist eine Freundschaft entstanden, die uns beide immer wieder berührt, wenn wir uns am Geburtstag telefonieren, der zufälligerweise auf den gleichen Tag fällt.

Kennen gelernt habe ich Werner und seine Frau als Reporter beim Schweizer Fernsehen. Und war von Anfang an fasziniert von dieser Geschichte, die ich, ein aufrechter Achtundsechziger, damals als eine Geschichte von Oben und Unten, von Gewinnern und Verlierern, von Recht und Gerechtigkeit verstand. Mein erster Dokumentarfilm hiess denn auch «Der König und sein Chef» und handelte vom ohnmächtigen Arbeiter Werner Bruni und seinem allmächtigen Chef Walter Hauenstein. Hauenstein und Bruni, das war gewissermassen die Berner Oberländer Version von «Herrn Puntila und seinem Knecht Matti», jener Parabel, in der Bertolt Brecht das Lied von

Ausbeuter und Ausgebeuteten schrieb. Erst mit den Jahren merkte ich, dass die Dinge wohl etwas komplizierter lagen, als ich mir das damals vorgestellt hatte.

Im Jahre 2000, lange nachdem Werner Konkurs gegangen war, besuchte ich mit ihm seinen ehemaligen Arbeitgeber. Wir trafen Walter Hauenstein, der zeitweise der grösste Steuerzahler des Berner Oberlandes gewesen sein soll, in der relativen Isoliertheit seiner mondänen Villa am Thunersee, dort wo einst das Generalkonsulat von Monaco seinen Sitz gehabt hatte. Und als dieser Mann, den Werner so bewunderte, in seiner Anwesenheit darüber philosophierte, dass Bruni halt vielleicht «doch etwas weniger im Hirn» gehabt habe als er, da zuckte Bruni mit keiner Wimper. Erst als wir später in einem Gartenrestaurant sassen, erlaubte er sich die aggressivste Bemerkung, die ich je von ihm gehört hatte: «Es ist so schön beim Hauenstein Walter. Aber ich sage dir, es kann auch zu schön sein! Und noch eins», meinte Werner, «der mag noch so reich sein. Aber ich glaube, der geht vor mir.» Und so war es denn auch.

Werner hatte alles gewonnen und alles verloren. Doch wer nun denkt, es wäre dem Bruni Werner besser gegangen ohne diesen Lottogewinn, der hat sich vermutlich getäuscht. Zwar beklagt er sich gerne darüber, dass alle ihn kennen und dass er, der gescheiterte Lottomillionär, sozusagen zur lokalen Folklore gehört. Doch genauso ist es ihm wichtig, dass ein richtiges, ein «wahres» Bild von ihm bleibt.

Und so begann er sein Leben aufzuschreiben. «Meine Lebensabschnitte» stand über dem Bündel handgeschriebener Seiten, das er mir vor einiger Zeit anvertraute. Unter diesem schlichten Titel fand sich in ebenso einfacher wie vieldeutiger Prosa die Geschichte seines Lebens, das von Anfang an wenig Hoffnung gelassen hatte und in dem der Millionengewinn im Lotto auftauchte wie ein Betriebsunfall.

Werner Bruni hatte zwar die Herrschaft über seine Finanzen verloren, doch mit diesem Buch hat er die Kontrolle über die Erinnerung gewonnen. Und erzählt uns eine Sage über Aufstieg und Niedergang, Glück und Unglück, Unten und Oben.

Christoph Müller,

Redaktionsleiter DOK und Reporter, Schweizer Fernsehen

Ich, Bruni Werner

Was wohl meine Mutter gesagt hätte, wenn sie hätte erleben dürfen, dass ihr Jüngster einmal Lottokönig und Millionär wird? Einen Herzinfarkt hätte sie gekriegt. Die Arme. Hat ja selber nie nichts gehabt. Gar nichts hat sie gehabt und alles getan für mich, was sie konnte.

Gofen

Am 28. März 1936 um 10 Uhr 45 Min. kam ich in Heimberg bei Thun als siebtes und jüngstes Kind meiner Eltern zur Welt. So stehts im Geburtsschein. So wirds wohl sein. Wie meine jüngsten Jahre vergingen, weiss ich nicht mehr genau. Mein Vater war ein sehr guter Maurer-Vorarbeiter, aber das reichte trotzdem nicht, um eine neunköpfige Familie zu ernähren. Deshalb arbeitete meine Mutter in der Milchsiederei (in Stalden bei Konolfingen). Als die Firma drei Jahre später Personal abbaute, ging Mutter waschen und putzen bis nach Thun.

Von Kind auf wurde ich zum Krampfen erzogen. Herumhängen neben der Schule, das gab es nicht. Entweder arbeitete man bei einem Bauern oder als Ausläufer bei einem Bäcker oder Metzger. In die Sekundarschule? Das war ein grossgeschriebenes Wort. Das kam nicht in Frage für Arbeiterkinder. Das war für die Gemeindepräsidententochter und für den Polizistensohn im Nachbarhaus. Solche Leute waren etwas ganz Spezielles im Dorf. Hätten es wenigstens sein sollen.

Klar träumte man hie und da, man könne mal etwas Mehrbesseres werden, aber das waren verwerfliche Gedanken. Die Träume waren bald wieder fort. In einer reichen Familie wäre ich vielleicht Playboy

geworden oder sonst irgendetwas. Aber so setzte man sich das Ziel, dass man etwa gleich wie die andern wurde. Dass man nicht auffällt.

Seit ich mich erinnern kann, hatten wir Schwierigkeiten mit der Gemeinde und den Behörden. Oder besser: Die Gemeinde machte uns Schwierigkeiten. Die Vaganten wollten die Familie auseinanderreißen. Die älteren sechs Kinder waren schon gross und fort, so lange ich mich zurückerinnere. Die konnten sie nicht mehr belangen.

Brüderchen und Schwesterchen

Meine älteste Schwester Alice (Jg. 23) war in Wimmis bei Notar Bichsel im Haushalt-Lehrjahr. Vreni (Jg. 24) lernte Weissnäherin in Yverdon. Sie heiratete und lebt mit der Familie heute noch dort. Hilda (Jg. 33) war bei einer Familie in einem Nachbardorf. Wo, weiss ich nicht, der Kontakt ging verloren, ich weiss nichts mehr von ihr, seit sie versuchten, die Familie auseinanderzureißen. Alice ruft ab und zu an. Sonst vernehme ich nicht viel.

Ernst (Jg. 25) lernte Maurer. Fritz (Jg. 31) wurde in die Heimenschwand verdingt. Auch Alfred (Jg. 28) wurde verdingt: hinauf auf die Lueg im Emmental. Wie er von dort davonlaufen konnte und den Weg ganz allein zurück nach Heimberg fand, ist uns allen ein Rätsel. Fragen kann ich ihn nicht mehr. Er ist gestorben. Genau wie Ernst und Fritz.

Mich wollten sie auch forträumen. Ich war noch so ein kleiner Knirps, ich konnte noch nicht laufen und mich nicht wehren, als sie kamen. Aber sie hatten nicht mit Frau Kissling gerechnet. Während dieser Zeit hütete mich Frau Kissling in der Au. Ihre Kinder Hans, Ernst, Rosi, Frida und Liseli waren schon grösser. Sie mochte Kinder gerne und schützte mich wie ein Adler. Sie sagte diesen Gemeindebrüdern: «Über diese Türschwelle kommt keiner von euch! Den Wernerli gebe ich euch nicht heraus.» Mehr als einmal schickte Frau Kissling sie mit Schimpf und Schande davon. Sonst hätten sie mich wer weiss wohin verfrachtet, wohl zu einem Bauern, zum Krampfen. Gut, später habe ich das dann sowieso gemacht.

Zu Hause war nicht alles goldig. Vater begann zu trinken, (nicht während der Arbeit, aber nachher), kam erst spät nach Hause, oder seine Kollegen vom Stammtisch brachten ihn heim. Wenn Mutter das Essen nicht sofort aufwärmte und auftischte, kam es zum handfesten Krach. Da flogen Gusspfannen, Geschirr wurde zerschlagen, und öfters konnte Mutter nicht zur Arbeit. Wegen den blauen Augen und wegen den Veilchen konnte sie nicht unter die Leute.

Als kleiner Knirps konnte ich ja nicht eingreifen. Auch vor mir hat Vater nicht haltgemacht, und so ein «Chlapf a Gring» war äusserst schmerzhaft. Schlussendlich wurde er bevormundet. Aber es wurde nur noch schlimmer.

Schulzeit

Dann begann meine Schulzeit in Heimberg. Mutter kam mit am ersten Schultag zu Frau Üeltschi, 1. Kl. Später hatte ich Frau Bienz, Herrn Reuscht Walter und Herrn Zobrist Ernst. Er wurde später der Vormund meines Vaters, bei ihm hatte ich es gut. Zur Lehrerschaft zählten noch Steiner Ferdinand, ein böser Brutalo: Er zog einem einen Haselstecken zwei-, dreimal übers Füdli, dass man kaum mehr hocken konnte. Sie teilten sich so auf, dass jeder anderthalb Klassen hatte. Und dann kam noch Oberlehrer Buchs. Das war auch ein Senkrechter. Bei dem konnte ich mich dann in der Achten und Neunten entfalten. Im Singen und Turnen hatte ich immer Sechser. Genau wie im technischen Zeichnen. Da war ich auch immer gut.

Das Geld, das mein Vater damals verdiente, wollte hinten und vorne nicht reichen. Und weil Krieg war rundum, kam noch die Rationierung dazu. Brotmärggeli, Fleischmärggeli. Für alles Mögliche brauchte es Märggeli. Die machten das Leben auch nicht einfacher. So musste ich dann abends und an Samstagen arbeiten gehen, zuerst in der Bäckerei Mosimann (Ausläufer), dann in der Bäckerei Christen (Ausläufer).

Vor dem Abendessen schickte mich meine Mutter in die Metzgerei Däppen. Da hiess es dann: «Ach, der Werner will auch noch etwas. Hesch Märggeli?» Ich hatte nie welche. Metzger Däppen drückte

beide Augen zu und packte mir etwas ein, das ich nach Hause bringen konnte. Bald war ich bei Däppen Ausläufer. Das war im vierten, fünften Schuljahr. Sobald ich Velo fahren konnte. Aber selber ein Velo hatte ich ja nicht, sodass er mir seines gab. Aber bald einmal hatte ich es mit dem Metzger verdorben. Ich stahl ihm einen Cervelat. Ich hatte Hunger gehabt.

Danach als Ausläufer bei Bäcker Christen war es nicht anders. Es gab die Fünftehner-Weggli, die kleinen, und die Dreissiger-Weggli, die grossen. Ich dachte, die hat er nicht gezählt. Es waren zahllos viele für mich. Aber als ich zurückkam, knallte es. Er hatte sie sehr wohl gezählt. Ich sagte, wie schon beim Metzger: «Ich hatte Hunger.» Ingottesnamen. Er traf mich so hart am Grind! Dann ging ich nicht mehr zu ihm. Weder zu Christen noch zu Däppen, auch wenn beide nach mir riefen, der Bäcker und der Metzger.

Landfreuden

Bei den Tschanzens blieb ich dann umso länger und lieber. Tschanz Bärtel hatte mit seinem Bruder Fritz einen Bauernhof gerade am Schulweg. Oft konnte ich von der Schule eine Stunde früher nach Hause. Oder wir hatten frei, etwa wenn der Lehrer krank war, was selten genug vorkam. Wann immer möglich ging ich auf den Hof. Alles Mögliche musste ich machen – durfte ich machen. Bei Tschanz und seinem Bruder verweilte ich gern. Da war es gut.

Sie bastelten mir ein Velo aus der Schuttgrube zusammen, damit ich rascher in die Schule – und rascher zum Werken zurückfahren konnte. Dann hiess es: Es gibt nur fünf Veloständer. Nur für die Lehrerschaft. Du darfst das Velo nicht mehr nehmen. Ich nahm es trotzdem, versteckte es, etwas weg vom Schulhaus, um nach der Schule schneller ans Ziel zu kommen.

Fast jeden Abend war ich auf dem Hof. Hier hatte ich fast so etwas wie mein Zuhause. Zu tun gab es genug. Pflügen, Eggen, Säen, Rüben verdünnern und nach dem Pflügen Steine auflesen. Abends gings in den Stall, ausmisten, Heu rüsten, grasen etc. Nachtessen bekam ich auf dem Hof. So wurde es 8 Uhr, bis ich nach Hause kam, und jeden Abend konnte ich etwas mit nach Hause nehmen:

Kartoffeln, Rüben oder Kabis. Die Mutter war gottentfroh. So hatte sie immer etwas zum Kochen aus Tschanz' riesigem Garten. Kohlrabi, Kabisköpfe und Bohnen. Was gerade geerntet wurde, gab er mir mit. Und ich musste dann noch die Hausaufgaben machen. Es war eine strenge Zeit, aber ich lernte, was arbeiten heisst. Und was Armut bedeutet.

Seich machen

Mit umso mehr Vergnügen machte ich Seich. Hauptsächlich auf dem Schulweg mit dem Mühlemann Urs, dem Polizistensohn von nebenan. Der musste ingottesnamen nichts werken. War nur einfach Sohn und hatte reichlich Zeit, einen Streich auszuhecken. Das Verbotene reizte uns beide.

Zum Beispiel hatte er zwei Schleudergabeln. Eines Tages kam er: «Für 2 Fränkli kannst du eine haben.» Ich hatte keine 2 Fränkli. Ich hatte nicht einmal 1 Fränkli. Er liess sie mich abstottern. Für viermal einen Fünfinger. Am liebsten zielten wir auf Vögel. Wahrscheinlich sahen oder hörten sie den Stein kommen. Wir trafen immer daneben. Aber die Isolatoren unten bei der EBT (Emmental-Burgdorf-Thun-Bahn), die waren etwas grösser und flogen nicht weg. Sie trafen wir prima. Bei einem Treffer genau in die Mitte zersplitterten sie. Aber die Freude währte nicht lange. Bald kam man uns auf den Sprung. Polizei, Bahnhofvorstand, Bahnarbeiter machten Anzeige. Resultat: Urs und ich wurden gebüsst. 40 Franken musste jeder bezahlen. Vater durfte nichts wissen, sonst hätte es ein Heilandsdonnerwetter gegeben. Tschanz Bärtel war anders. Er freute sich heimlich über unsere Treffsicherheit und schoss mir das Geld für die Busse vor. Schliesslich macht jeder Bub, der ein rechter Mann werden will, einmal Seich. Dass ich die nächsten sechs Wochen ohne Lohn krampfen musste, war mir lieber als ein handschriftlicher Eintrag meines Vaters auf meinen Backen.

Aber ich musste etwas unternehmen, damit es wieder Geld gab. So fing ich an, Weinbergschnecken zu sammeln. Ich steckte sie mit etwas Gras in einen Jutesack. Jeden Freitag kam einer von Belp und holte sie ab. Er nahm fast alles. Lumpen, Knochen, Eisen und eben

Schnecken. Er leerte alle auf ein Sieb und wartete eine Weile. Die, welche sich auf dem Sieb halten konnten, bezahlte er, die, welche herunterfielen, nahm er gleichwohl mit. War ein richtiger Hudilumper, ein Halsabschneider.

Ach, wir haben noch mehr Unfug getrieben. Viel Zeit dafür hatte ich nicht. Eine halbe Stunde, Stunde vielleicht, jeden Tag oder auch nur jede Woche einmal. Das musste reichen. Danach musste ich ansaugen. Sonst hiess es dann: «Wo bist du rumgebummelt?!»

Kribbel, krabbel

Damals gab es noch Maikäfer. Nach einem für uns undurchschaubaren Zyklus wurden sie jedes vierte Jahr im Mai zu einer Plage, und gegen die Plage gab es Kampagnen zu ihrer Bewältigung. Jede Familie musste ein paar Kessel beim Gemeindeweibel abliefern. Vor allem wir Kinder wurden auf Beutezüge in die Wälder geschickt. Am Morgen um fünf, bei der ersten Dämmerung, als die Tierchen noch in Klumpen an den Ästen schliefen, zogen wir mit alten Leintüchern und Milchkesseln den Bäumen entlang. Hasel waren besonders ergiebig. Wir breiteten die Leintücher aus, schüttelten herunter, was wir konnten, und schütteten die zappelige Masse in die Kessel, so schnell wie möglich, bevor die Käfer ganz wach waren und davonkrabbeln konnten. Für jeden Kessel gab es 10 Rappen.

Das brachte Urs auf die Idee, am Abend dem Weibel zwei Kessel zu klauen, um sie am Morgen wieder zu bringen. Aber das ging nur eine Woche lang gut – bis wir uns an falschen Kesseln vergriffen. Wir waren nicht schlau genug, zu merken, dass die Käfer schon im kochenden Wasser ausgebrüht waren. Am nächsten Morgen brachten wir die Kessel mitsamt den Käfern zurück, um unseren Lohn abzuholen. Da kamen sie uns auf die Schliche. Wir mussten das Geld zurückzahlen. Verdienen ist gut, aber zurückzahlen bringt nur Ärger. So weit, so gut, ein Engelein war ich nicht. Musste doch für jeden Blödsinn büssen. Den Gestank aus den kochenden Kesseln habe ich heute noch in der Nase, wenn ich daran denke.